

Nation Europa, August 1969
Coburg

Zur heutigen Lage der deutschen Literatur

Die Vorgeschichte. Die Situation. Die Aufgabe.

Von Bernt von Heiseler

Vor Jahren schon war eine Schrift erschienen, die damals beträchtliches Aufsehen erregte. Sie trug den Titel „Die Zerstörung der deutschen Literatur“, ihr Verfasser war der — inzwischen verstorbene — Schweizer Literaturhistoriker Walter Muschg.

Besonders bemerkenswert waren darin die Sätze, mit denen der Zustand unserer Literatur nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges beschrieben wurde. „In Deutschland“, hieß es da, „ist der Glanz des einstigen Literaturbetriebs zerstoben, hier wurde der Parnass zweimal geräumt, die Verwüstungen sind so groß wie irgend. Aber der Schaden ist als ein gemeineuropäischer zu verstehen. Es stellte sich heraus, daß die moderne Kultur auf Sand gebaut war. Nicht der autoritäre Staat allein kann für den Niedergang verantwortlich gemacht werden. Die kollektive Verdummung, die sich als Fortschritt vorkommt, regiert auch in den freien Ländern mit alles niederwetzender Wucht. Europa ist von sich selbst abgefallen und trägt die Folgen. Auch die Schweiz, vom Kriege verschont, lebt im kalten Krieg gegen die Menschenwürde und unter dem Terror der Minderwertigen.“

Wir sehen, die Diagnose war schonungslos. Und in den Herzen der heute lebenden Generation, die vor jeder Bindung, Verantwortung und Buße auf der Flucht sei, fand der Schweizer Betrachter die Schuld an dieser Krankheit zum Tode. Auch die heutige Lage des Dichters erkannte er richtig. „Der Dichter dieser Zeit“, schrieb er, „steht auch innerhalb des Literaturbetriebes allein, ohne Aussicht auf Ruhm und Gewinn. Die Erfolgsliteraten werden rings um ihn ihre Geschäfte machen und man wird ihre Machwerke immer selbstverständlicher mit Dichtung verwechseln. Die Regierungen werden sie für ihre Zwecke benützen und die vielen Trostbedürftigen, die der Brutalität des motorisierten Daseins entfliehen wollen, werden lieber die Blumenstöcke der Vergangenheit pflegen, als daß sie die schmerzgeborenen Werke der lebenden Dichter lesen.“

Dann zeigt der Verfasser, welche Aufgabe dem in solcher Weise vereinsamen heutigen Dichter gestellt sei: „Für die Dichtung hat die Stunde der Mitverantwortung geschlagen, des geistigen Handelns, der religiös verstandenen Kunst, was immer die Ästhetiker dazu sagen mögen. Die Dichtung sieht sich in eine nicht mehr gute, nicht mehr glückliche Welt hineingestellt und muß die Aufgabe auf sich nehmen, die sich ihr aufdrängt: den Widerspruch gegen Dummheit und Niedertracht, den Kampf für das Gute und gegen das Böse. Sie soll Hilfe bringen und eine Wahrheit aussprechen, die mehr ist als der glänzende Einfall eines geistreichen Kopfes. Die Zukunft der Dichtung hängt davon ab, ob sie aus einem luxuriösen Gesellschaftsspiel oder einem staatlichen Propagandamittel noch einmal zu einer Lebensmacht werden kann. Das ist nur möglich, wenn es eine Jugend gibt, die den neuen Ernst des Dichters versteht und annimmt.“

Das waren Erkenntnisse von so grundlegender Bedeutung — um so wesentlicher, da sie von einem „neutralen“ Beobachter gekommen waren — daß es ihnen gegenüber nicht ins Gewicht fiel, wenn das Urteil von Muschg in Einzelheiten fehlging. Von diesen Einzelheiten möchte ich nur darum sprechen, weil sich aus ihnen Anhaltspunkte ergeben für das, was zur heutigen Situation der Literatur gesagt werden muß.

Muschg hatte zu hart geurteilt, wenn er sagte, die deutsche Literatur sei dem Druck, dem sie unter Hitler ausgesetzt wurde, nicht gewachsen gewesen, „weil keine geistige Realität mehr hinter ihr stand“. — Doch, diese geistige Realität war da. Und zwar nicht nur in den Werken der Autoren, die vom Ausland zwar auch nicht gelesen, aber dem Namen nach als Männer des inneren Widerstandes bekannt waren, wie Reinhold Schneider, Jochen Klepper, Werner Bergengruen. Die geistige Realität war auch in anderen Dichtern, von denen die Welt draußen keine Notiz nahm: Emil Strauß, Max Mell, August Winnig, Georg Britting; es sind der Namen noch viele, aber es ist schwer, von ihrer Bedeutung den Menschen einen Begriff zu geben, denen die Namen nur ein Schall sind. Ein Buch wie „Zwischen Grenzen und Zeiten“ von dem Siebenbürger Heinrich Zillich ist kaum mehr bekannt; und doch ist es, indem es die Lage des Deutschtums in Rumänien in den Zwischenkriegsjahren darstellt, voll innersten Bezugs auf die Zukunftsaufgaben eines Europa, das entweder zugrunde geht oder lernen muß, seinen verschiedenen Völkerschaften ein freies Zusammenleben zu ermöglichen.

Wer erinnert sich noch, was die autobiographischen Bücher und die Gedichte Hans Carossas für uns in den Hitlerjahren bedeutet haben und auch heute bedeuten könnten, wenn die Menschen sich zum Lesen dieser Dinge wieder einüben wollten. Denn das ist eine Welt, in der die Heimatgeborgenheit der Seele mitten im Wirbel des politisch verzerrten Daseins bewahrt wird. Ähnlich hat ein Roman wie Karl Benno von Mechows „Vorsommer“ gewirkt.

Das alles war da und noch mehr war da, wir fühlten uns von den deutschen Dichtern jener Zeit nicht im Stich gelassen, auch wenn sie nicht öffentlich gegen das Unrecht, das den Staat verfinsterte, auftreten konnten. Zum Vorwurf kann ihnen das nur machen, wer den Zwang der Verhältnisse nicht miterlebt hat.

Denn unsre Zeit hat Mittel zur Erstickung des Geistes entwickelt, denen kein noch so bedeutender, noch so mutiger Einzelner gewachsen ist. Selbst wenn er in offenem Widerspruch seine wirtschaftliche Existenz, ja sein Leben wagt: solange das einmal zur Herrschaft gelangte System fortbesteht, bleibt sein Elend oder Tod ohne jede öffentliche Wirkung. Erst bei einem Sturz des Regimes und wenn die neuen Machthaber daran interessiert sind, die öffentliche Meinung gegen die früheren Machthaber zu beeinflussen, wird ein solcher Fall ans Licht geholt. Nur geschieht das nicht um der Wahrheit, sondern wieder um der Propaganda willen. Die Mittel zur Erstickung des Geistes werden vom totalitären Staat unmittelbar mit rücksichtsloser Gewalt eingesetzt, aber die Art, wie die moderne Demokratie sie handhabt, ist nur unauffälliger und darum wahrscheinlich noch wirksamer. Die meisten unsrer Zeitgenossen, die gutgläubig und ahnungslos den heutigen Kulturbetrieb mitansehen, werden etwa so urteilen, wie es mir ein inischer Besucher sagte: „Heut gibt es so viele Arten und Wege öffentlicher Wirkung, daß ein Künstler, der nicht zum Erfolg durchdringt, den Erfolg eben einfach nicht verdient.“ Der Mann konnte sich die Art, wie öffentliche Wirkung bei uns manipuliert wird, gar nicht vorstellen. Und doch ergeben sich solche Manipulationen fast unvermeidlicherweise aus der allzu großen, allzu verführerischen Macht, welche die Inhaber der modernen Publikationsmittel in Händen haben.

Um die Zeit, als Hitler zur Macht kam, bestand in ziemlich breiten und durchaus nicht den schlechten Leserschichten unsres Volkes ein Widerstand gegen eine gewisse Art von überspitzter und negativer Literatur; man nannte sie „zersetzend“, und größtenteils war sie es auch. Kaum aber hatten Hitlers Leute den Staat in der Hand, so fingen sie an, diese berechnete Volksstimmung zu manipulieren, sie ergriffen die Gelegenheit, sich populär zu machen und zugleich Machtstellungen für sich und ihre Mitläufer zu besetzen. Die „Säuberung“, der sie die deutsche Literatur unterwarfen, ging also von vornherein nicht darauf aus, den Einfluß der tatsächlich Schaden stiftenden Bücher einzuschränken, sondern sie beseitigte die Werke derer, die sich entweder politisch unliebsam gemacht hatten, oder die dem plötzlich zum Maß aller Dinge gemachten „gesunden Volksempfinden“ nicht ohne weiteres zugänglich waren. So konnte es geschehen, daß große Künstler — ich nenne als ein besonders schmerzliches Beispiel, das für viele stehen mag, den Dramatiker und Bildhauer Ernst Barlach — sich verfemt sahen, in wirtschaftliche Not gerieten, ja, ihre Kunst nicht einmal mehr ausüben durften. Die Säuberung war zur Selbstverstümmelung geworden. Das war 1933. Das Volk las nun die vom Hitlerstaat empfohlenen und geförderten Bücher. Wie das immer so ist, waren es einige gute und viele schlechte. Das Volk bekam die schlechten satt, weil sie eben nicht der Ausdruck, nur das Klischee eines Volksempfindens waren. Wieder gab es gegen diese unedlen Dinge einen weitverbreiteten und berechtigten Widerstand.

Und wieder wurde, als der Umschwung von 1945 kam, die allgemeine Stimmung von einer Handvoll Menschen für ihre Zwecke ausgebeutet, die Prozedur der „Säuberung“ wurde — mit umgekehrtem Vorzeichen und verfeinerten Methoden — nochmals durchgespielt. Jetzt war es ein großer

Dichter wie Hans Grimm — auch er, wichtig besonders als der Dichter der „Südafrikanischen Novellen“, möge als ein Beispiel für viele andere stehen — der plötzlich politisch nicht mehr tragbar schien und daher kein großer Dichter mehr sein durfte.

Auch angesehene Kritiker schämen sich nicht, gegen einen solchermassen auf die „schwarze Liste“ Geratenen die dümmsten Sachen zu schreiben. Wobei man zur Entschuldigung der „Säuberer“ von 1945 höchstens sagen kann, daß Grimm sich trotzig und querköpfig gezeigt und es damit den vernünftigen Leuten erschwert hat, ihm zu helfen.

Eine Selbstverstümmelung jedenfalls war diese zweite literarische Säuberung genau wie die erste. Es ist diese zweimalige Abräumung, die Deutschland heute als ein Land mit einer „zerstörten Literatur“ erscheinen läßt. Ich bekam vor kurzem erst den Brief eines noch jungen deutschen Autors, der von seinem Neid auf die glückliche literarische Situation der Angelsachsen, Franzosen, Italiener schrieb und meinte, daß es *„bei uns überhaupt nichts gibt, was man als Kultur bezeichnen könnte“*.

Nun, der Wald unsrer Kultur ist schwer zerschlagen von den Wettern, die über unsre Landschaft gingen. Aber noch nicht ist — wie im verkarsteten Gebirge — das Erdreich abgeschwemmt. Darum ist es unsre Aufgabe, nicht immer neue Regengüsse der Selbstanklage auszuschütten, sondern das Erdreich mit allen Wurzeln festzuhalten!

Zerstörte Literatur? Der Schein ist anders als die Wirklichkeit. Die literarischen Meinungsmacher von 1933 konnten zwar den Ernst Barlach und die von 1945 den Hans Grimm vom Markt verdrängen, sie politisch verdächtigen, ihnen das Leben schwer machen — aber sie konnten doch ihr Werk nicht auslöschen. Sollte uns die Atombombe eine Nachwelt gönnen, in der eine deutsche und eine Weltliteratur weiterleben kann, dann wird das Werk der beiden Meister für die Epoche, in der sie gelebt haben, zeugen.

Zudem wissen wir, wie schwer es auch für den redlichen Zeitgenossen ist, die kulturelle Leistung seiner eigenen Epoche gerecht zu beurteilen. Ich erinnere an eine Bemerkung Schillers, der am Ende seines Lebens an Wilhelm von Humboldt schrieb, mit der deutschen poetischen Produktion sehe es „höchst kläglich“ aus und er wisse nicht, wo eine Literatur für die nächsten dreißig Jahre herkommen sollte. In diesem „höchst kläglich“ Zustand besaß die deutsche Literatur, außer ihren noch lebenden Klassikern Goethe, Schiller und Wieland und ihren großen Philosophen, auch den Matthias Claudius und den Johann Peter Hebel, den genialen Jean Paul Richter, Hölderlin, Kleist und die ganze Romantik: Begabungen genug, um nicht nur eine, sondern mehrere Literaturen damit zu versorgen.

Ich meine, das sollte uns vorsichtig machen gegenüber jedem zeitgenössischen Werturteil. Noch mehr ist Vorsicht geboten, wenn — wie das heute der Fall ist — politische Meinungsverschiedenheit das Urteil trübt.

1945 stand der alte Knut Hamsun vor dem Scherbengericht seiner norwegischen Landsleute. Er wurde gefragt: „Halten Sie die Deutschen für ein Kulturvolk?“ Ihm erschien die Frage als nackter Hohn, er gab keine Ant-

wort. Heute aber würde es nicht schwer fallen, prominente Leute in aller Welt zu finden, die uns den Sitz unter den ersten Kulturvölkern der Erde verweigern möchten. Auch bei uns selber lassen sich Stimmen im gleichen Sinne hören: wir könnten nicht ewig mit der Erinnerung an Goethe und Beethoven hausieren gehen, und heute sei eben tatsächlich „nichts da“. Die so sprechen, merken nicht, daß sie Opfer einer optischen Manipulation geworden sind, die ihnen die tatsächlich vorhandenen Kräfte in der deutschen Sprach- und Kulturwelt „wegblendet“.

Schon seit Jahrzehnten ist der literarische Nobelpreis nicht mehr auf einen deutschsprachigen Autor gefallen. Gibt es denn keinen mehr, seit Hermann Hesse, der ihn wirklich verdient hätte? — Aber das ist ja unmöglich, daß die künstlerische Potenz eines großen alten Kulturvolkes plötzlich, innerhalb einer einzigen Generation, ausgelöscht sein sollte. Sondern daß es so aussah, war einfach die Folge der jahrelangen Welt-Propaganda gegen Deutschland und alle Deutsche.

Es war sicherlich nicht richtig, aber immerhin begreiflich, daß man den Rang solcher Autoren nicht sachlich abzuschätzen wußte, die mit dem Hitler-Regime in Beziehung standen oder zu stehen schienen. Warum aber wurde eine Ricarda Huch, die in königlich stolzer Unabhängigkeit sich von jeder Gemeinschaft mit den Gewalthabern des Hitlerreiches freihielt, nicht alsbald nach dem Kriege — sie starb 1947 — mit dem Nobelpreis ausgezeichnet? Nicht den Wert der Dichterin, aber den des Preises hätte man dadurch erhöhen können. Der große, wenn auch freilich dunkle und schwierige Lyriker Konrad Weiß war, fast unbeachtet, schon während des Krieges gestorben. Warum aber ließ man den Freund Hofmannsthals und Rilkes, Rudolf Kaßner, einen philosophischen Kopf von so besonderem Rang, sterben, ohne ihm den Preis zu geben? Warum ist der Name des wahrscheinlich letzten großen christlichen Humanisten, Rudolf Alexander Schröders, des Übersetzers von Homer, Horaz, Vergil und Racine, der als solcher in seinen letzten Lebensjahren doch schon bekannt genug war, wohl keinem der Preisrichter auch nur prüfend durch den Sinn gegangen? Warum denkt man nicht daran, das in seiner Art einzige Werk der katholischen Dichterin Gertrud von le Fort auszuzeichnen? Warum wird Ernst Jünger nicht als Anwärter genannt, der doch in seinen Büchern vom „Arbeiter“ und vom „Frieden“, in seinen Tagebüchern aus beiden Weltkriegen, sehr Bedeutendes zum Selbstverständnis der Gegenwart wie auch zur Erkenntnis ihrer Gefahren beigesteuert hat?

Warum? — Sie stehen alle in dem Schatten, der über dem deutschen Namen lag und noch liegt.

Nun ist ja, je mehr die Politik ihre Vorurteile auf den Bereich der Kultur ausdehnen konnte, die Bedeutung von Preisen natürlicherweise gesunken; als eine echte Anerkennung des künstlerischen Wertes kann der Nobelpreis schon längst nicht mehr gelten. Hemmungsloser noch werden bei uns im Lande die Preise und öffentlichen Zensuren durch die Politik bestimmt.

Von jeher kommt dem Theater, als einem Spiegel des nationalen Lebens, besondere Bedeutung zu. Und es dürfte kein Land geben, wo es in dem

Maße wie bei uns seit 1945 zur Selbstverständlichkeit geworden ist, daß Festspiele mit ausländischen Stücken bestritten, neue Theater mit ihnen eröffnet werden, weil es deutsche angeblich „nicht gibt“. „Es ist nicht weit her“, sagt der Deutsche, wenn er zum Ausdruck bringen will, daß eine Leistung nicht viel taugt. Die Redewendung zeigt die bei uns — und nur bei uns! — herrschende Sinnesart. Es ist nur ein einzelner und scherzhafter, aber doch symptomatischer Beitrag zu diesem Thema, daß ein deutscher Autor namens Schultz ein hübsches, wirksames Theaterstück schrieb, das er bei keiner deutschen Bühne anbringen konnte. Herr Schultz ging nach Paris und nannte sich „Sergé Simenios“. Als bald wurde das gleiche, unveränderte Werk („Die Villa der Madame Vidac“) in Wien, New York, Hamburg und ich weiß nicht wo sonst noch gespielt. Man kann sich hier nach kaum wundern, daß mit Ausnahme Gerhart Hauptmanns, der schon zum klassischen Bestande zählt, sowie Hofmannsthal und einiger Ausgewandener, denen das Verbot durch Hitler zugute kam, die ganze Reihe unsrer neueren Dramatiker, von Paul Ernst, Wilhelm von Scholz, meinem Vater Henry von Heiseler, Max Mell, bis zu Hans Rehberg, Curt Langenbeck und vielen anderen so gut wie ganz verschwunden und selbst in kleinen Städten durch ausländische Stücke ersetzt sind.

Wie es möglich war, daß deutsche Bühnenleiter und Publizisten sich nach 1945 zur Austreibung der deutschen Dichter von der Bühne des eigenen Landes hergaben, und daß das deutsche Publikum sie hinnahm und weiter hinnimmt: dieses traurige Phänomen kann ich hier nicht untersuchen. Ich erinnere an ein Wort aus dem Nachkriegstagebuch Ernst Jüngers, aus dem Jahr 1945:

„Der Antigermanismus scheint wie der Antisemitismus zu den Grundvoraussetzungen der Welt zu gehören; er bedarf keiner Begründungen. Wenn man heute eine Zeitung aufschlägt, sieht man, daß ihm gefrönt wird wie einer Orgie, auch von Landsleuten. Da wird kein Faden gelassen, der gut wäre, und das auch von Geistern, an deren Überlegenheit oder wenigstens Anstand man geglaubt hätte.“ — Das sind Erscheinungen, die mit der tiefen inneren Unsicherheit unsres rätselhaften Volkes zusammenhängen. Von Zeit zu Zeit wird es von jäh ausbrechenden Wechselfiebern — gestern Selbstüberhebung, heute Selbsthaß — befallen. Es hat die Festigkeit, die in sich selber ruht, noch immer nicht wiedergefunden.

Inzwischen hat sich die literarische Situation bei uns noch ein weiteres Mal verändert. Eine — dem Jahrgang, nicht dem Lebenseindruck nach — junge Generation ist aufgetreten, es gibt auf dem Buchmarkt und den Bühnen wieder Welterfolge deutscher Autoren — Grass, Hochhuth, um nur die umstrittensten zu nennen. Aber wir müssen uns fragen, ob wir auf diese lieber verzichtet hätten, da sie nur unsre Krankheit und Verwirrung der ganzen Welt offenbart haben. Pornographien sind ja kein Krafterweis, und die Ausstellung von Greueln keine sittliche Tat. Auch sind diese Arbeiten künstlerisch leider schwach, man kann ihnen keine Zukunft versprechen. Jedoch das Beispiel, das sie aufgestellt, und der Beifall, den sie gefunden haben, wirken sich geschmack- und sinnverderbend aus, und die Mit- und Nachläufer brin-

gen es fertig, ihre Erfolgsmuster noch zu unterbieten. Ich glaube, daß sogar in der verrücktesten Blütezeit des Dadaismus nach dem Ersten Weltkrieg nicht so viele talentlose Gedichte wie heute, so dilletantisch verbaute Dramen, so schlecht gefügte und langweilig erzählte Romane geschrieben und gelobt worden sind; jedenfalls konnte das damals noch selbständigere Publikum diese Dinge sehr viel schneller wieder abschütteln. Der Trick, sich für das, was man nicht kann, mit einer Kunsttheorie zu entschuldigen, ist nicht neu, auch das aber ist schon geistreicher gemacht worden, als es heute geschieht. Ein tatsächlich erschütternder Tiefstand ist erreicht, und die literarische Verkehrspolizei, die das mithilfe der von ihr vollständig beherrschten Massenmedien kontrolliert, ist aus verständlichem persönlichem Interesse gezwungen, dafür zu sorgen, daß sich an dem Tiefstand nichts ändert. Denn schon die bescheidenste Begabung, die aufwachsen und etwas Echtes sichtbar vor aller Augen bringen könnte, würde den ganzen Schwindel bloßstellen.

Während aber diese trostlosen Dürftigkeiten auf dem Vordergrund der Zeitbühne vor sich gehen, gibt es im Hintergrund, wohin kaum ein flüchtiger Strahl der öffentlichen Aufmerksamkeit fällt, noch Leistungen, die alle Teilnahme verdienen. Wenn der Gespensterspuk dieser krankten Gegenwart sich verzogen hat, wird man erst überschauen und wird erkennen können, was da gewachsen ist und ob, wie wir es hoffen, auch junge Kräfte, durch keinen Zuspruch ermutigt und ganz im Schatten, zu selbständigem Werk sich durchringen konnten.

Ich will hier über solche noch unbestätigten Hoffnungen nicht voreilig reden. Die Stunde, in der wir leben, ist nächtig, wir müssen vielleicht noch lange warten auf das Licht. Besinnen aber wollen wir uns doch schon jetzt, was denn eigentlich von der Literatur zu erwarten, zu verlangen ist, damit wir Freude an ihr haben und Hilfe bei ihr finden können.

Was vom Menschen überhaupt gesagt werden kann, das gilt auch von der Kunst, von der Literatur: sie hat keine Pflicht als die, sich zu vollenden. Ganz zu werden, was in ihrer Möglichkeit liegt. Nur daß eben diese Vollendung anders nicht geschehen kann, als im Dienst an den andern, an der Gemeinschaft.

Ist es nicht lächerlich zu denken: jeder kleine Bürger des Landes soll zur Treue, zur Nächstenliebe, zur Ehrlichkeit verpflichtet sein — aber der Künstler nicht? Der Kaufmann, der mit gesundheitsschädlicher Ware handelt, soll bestraft werden — aber der Künstler nicht? Weil er in seinem Tun, als Künstler, die Polizei nicht zu fürchten hat, soll er nicht eben darum, in seiner Freiheit, durch sein Gewissen um so strenger gebunden sein? Ist es vertretbar, daß seine Begabung gesetzlos wuchern und jede Wirkung ausüben darf, ohne Rücksicht auf das gemeine Wohl?

Das ist der Vorwurf, den ich gegen die Literatur unserer Gegenwart erheben muß; das der Grund, warum ich nicht schonender über sie sprechen kann. Nicht, daß sie Freiheit beansprucht, ist ihr Unrecht. Aber daß sie sich der mit der Freiheit gegebenen Verantwortung so wenig bewußt ist!

Es versteht sich, daß ich die Autoren nicht meine, die selten gewordenen, die solche Verantwortung noch kennen. Ich meine die anderen, die Literatur als öffentliche Macht, die Literatur, welche die allgemeine Aufmerksamkeit und Meinung usurpiert hat und für die Mitwelt und Umwelt das geistige Bild unseres Landes bestimmt. Von dieser Literatur sage ich, daß sie versagt. Sie hatte eine staatlich gelenkte und im ganzen wenig erfreuliche Vorgängerin abgelöst, ein Vorschuß an Vertrauen war ihr daher zuteil geworden. Aber ich habe nicht bemerkt, daß sie sich je gefragt hätte, ob sie es durch ihre Arbeit auch verdiente. Ich habe wenig Stimmen gehört, die sich für die Totgeschwiegenen und Verfemten erhoben; ich habe wenige Bekenntnisse vernommen, die etwas kosteten. Um aber eine Literatur zu haben, die sich auf der Linie des geringsten Widerstandes bewegt, hätten wir keinen Wechsel gebraucht; die gab es vorher auch.

Unser Volk, nach den Überanstrengungen und Blutopfern des Krieges und nach dem plötzlichen, wie eine Seuche über uns hereingebrochenen Wohlstand, ist heute erschlaft, zerfasert, sich seines Wesens kaum noch bewußt. Ich kann die Schreibenden zählen (und es sind nicht die begünstigten und einflußreichen), die dem Volk dieses Bewußtsein wieder aufzuwecken suchen. Man hat uns nach dem Zusammenbruch von 1945 mit dem Hitlertum zugleich unsre große Vergangenheit und den Stolz auf sie zerschlagen wollen; bei vielen unsrer jungen Menschen ist das gelungen. Und ich sehe in unserm Schrifttum nur ein vereinzelt und sehr unbedanktes Bemühen, uns diesen Stolz, wo er berechtigt war, zu erneuern. Und mit einer erkrankten Moral ist unser Volk aus der Katastrophe hervorgegangen. „Wir sind nicht davongekommen“, schrieb Gottfried Benn 1946. „Die Substanz ist lädiert, der Kern zeigt Linsentrübungen. Alle europäischen Völker, übrigens.“ Die Diagnose dürfte zutreffen. Aber ich habe nicht gesehen, daß Benn, der ja nicht irgendwer, sondern wirklich ein Dichter und ein Arzt war, in seinem Werk und Wort eine Anstrengung zur Heilung der lädierten Substanz unternommen hätte.

Wird man uns sagen, das sei zu viel verlangt? Müssen wir so bescheiden sein in unsrer Forderung an den Autor? Ist es wirklich zu viel verlangt, daß er das Schicksal der Menschengemeinschaft, in die er gestellt ist, fühlend mitlebt? Zu viel verlangt, daß er leidet mit seinem zerspaltenen, von innen und außen bescholtenen, sich selbst entfremdeten Volk? Und daß er auf Hilfe sinnt? Daß man seinem Werk etwas von diesem Mitleben und Helfenwollen anmerken sollte? — Wenn das zu viel verlangt ist, wozu braucht man ihn überhaupt?

Ich sage ja nicht, daß er bestellte Zweckarbeit liefern soll. Aber als Mitverantwortlicher soll er sich wissen, noch bevor er seine Feder ansetzt.

Ein Mitbürger soll er sein: ein unbequemer Mitbürger. Nicht einer, dessen Kompaß nach dem Willen der Obrigkeit, oder gar nach dem Willen einer Parteidoktrin, festgesetzt ist; nein, einer, dessen Kompaßnadel zittert in der stets neuen Anstrengung, sich dem Pol der Wahrheit zuzuwenden. Ein Mitbürger, der auch als Opponierender nicht zu bedenken vergißt, was er selbst

an Widerspruch zu ertragen bereit wäre. Ein Mitbürger, der stark genug ist, beides: Mut und Mäßigung, zu zeigen.

Von wem, wenn nicht vom Autor, soll man verlangen dürfen, daß er das Ganze bedenkt? — Zwar ist er nicht mittätig wie die anderen in die Gemeinschaft hineingestellt. Von den andern aber dringt ein tausendfaches stummes Bedürfnis auf ihn zu. Es verlangt Sprache von ihm, es will in seiner Sprachgebung sich selbst erkennen. Alles Abseitige, Unerkannte, das von keiner Statistik und Planung erfaßt wird: in ihm hat es den Offenbarer und mächtigen Anwalt. Die Not, die niemand sieht, den Trost, den niemand fand — beide muß der Autor kennen und aussprechen. Zugleich aber soll das Alltägliche, das menschlich Einfache und Nächste, durch ihn sein überzeugendes Wort finden. Gerade darum aber, weil das alles bei ihm mündet, erfüllt er seinen Dienst nicht, sondern verrät ihn, wenn er seinerseits den Zaun der Selbstgenügsamkeit, des hochmütigen Künstlerstolzes um sich zieht. Was in den tausend Einzelnen einzeln ist: in ihm soll es allgemein werden.

Unsre heutige, den Tag beherrschende Literatur leistet diese Aufgabe nicht. Wir müssen freilich erkennen: hier hilft keine Anklage. Es ist die Erkrankung des Gemeinnes, mit der wir es überhaupt, in unserem öffentlichen Wesen, zu tun haben. Die Literatur gibt davon nur das Abbild; und sie tut es nicht wie der fähige Arzt, der eine Diagnose stellt, um von da aus die Krankheit anzugreifen. Sie scheint gar kein Bewußtsein ihrer Aufgabe zu haben. Anstatt Symptome zu erkennen — geschweige, daß sie den Versuch einer Heilung wage — ist sie selbst zum Symptom der Krankheit geworden.

Das Evangelium verknüpft das Gebot, den Nächsten zu lieben wie sich selbst, sehr nahe mit dem Gebot der Liebe zu Gott; so nahe, daß man daraus ablesen muß, die Nächstenliebe sei ohne die Gottesliebe unmöglich. So ergibt sich, daß der Mensch unsrer Zeit infolge seiner Gott-Entfremdung wenig Tauglichkeit für die Menschengemeinschaft mitbringt. Er ist bereits ein totes Glied im Staate, bevor noch ein zu gewalttätiger oder zu schwacher Staat ihn dazu gemacht hat. Ja, man wird sagen müssen, daß der von jeder Bindung losgesprochene Individualismus, wie die modische Literatur ihn vertritt, den Gewaltstaat herbereift, wie die Ursache ihre Folge. Wo keine freiwillig Dienenden mehr sind, müssen Sklaven gezüchtet werden. Die Gemeinschaft, die uns mißlingt, ist der Anfang der Tyranis.

Aus einem Offenen Brief Kurt Ziesels an Kiesinger

Die deutsche Kulturpropaganda im Ausland wird fast nur mit ultralinken Literaten betrieben. Während andere Völker im Ausland ihr Land positiv darstellen, wird deutsche Kulturpropaganda vorwiegend gegen Deutschland und zu seiner Diffamierung praktiziert.

Der CDU-Innenminister Benda hat erst kürzlich, gleich auf acht (!) Jahre, als „Literatur-Juror“ den Cheflektor des Rowohlt-Verlages, Herrn Radatz, engagiert, den Haupteinpeitscher der revolutionären APO und Verleger der staats- und verfassungsfeindlichen Schriften von Dutschke, Cohn-Bendit und Genossen. Dieser notorische Propagandist des Kommunismus berät nun den CDU-Bundesinnenminister über das, was literarisch durch die Regierung gefördert werden soll. Dies ist aber nicht nur ein Versäumnis, sondern grenzt an Selbstmord dieses Staates.